
Pastoralblatt für die Diözesen
Aachen, Berlin, Hildesheim,
Köln und Osnabrück

Mai 5/2019

71. Jahrgang

Aus dem Inhalt

Egbert Ballhorn

Die Bibel in der Liturgie der Gemeinden

Erfahrungen mit dem Hunger nach dem Wort und der Sehnsucht
nach dem Sattwerden

Thomas P. Föbel

„Existenzfrage Gott“

Zwei Provokationen und ein Plädoyer für postmoderne Christinnen
und Christen in der Spur Karl Rahners

Christian Hennecke

Notwendende Neuerfindung der Wege zum Leben

Amoris Laetitia und die Ehe-, Familien- und Lebensberatung

PASTORALBLATT

Inhaltsverzeichnis

Uta Raabe	
„Jeder achte nicht nur auf das eigene Wohl ...“ (Phil 2,4)	130
<hr/>	
Egbert Ballhorn	
Die Bibel in der Liturgie der Gemeinden	
Erfahrungen mit dem Hunger nach dem Wort und der Sehnsucht nach dem Sattwerden	131
<hr/>	
Thomas P. Föbel	
„Existenzfrage Gott“	
Zwei Provokationen und ein Plädoyer für postmoderne Christinnen und Christen in der Spur Karl Rahners	136
<hr/>	
Christian Hennecke	
Notwendende Neuerfindung der Wege zum Leben	
Amoris Laetitia und die Ehe-, Familien- und Lebensberatung	142
<hr/>	
Leserbrief	146
<hr/>	
Markus Urbatzka	
Radwegkirche Egen	
Ein Dorf heißt radelnde Gäste in ihrer Kirche willkommen	147
<hr/>	
Christoph Stender	
Heilig, konkret und zukunftsfähig	150
<hr/>	
Klaus Thranberend/Luis Reichard/ Martin Schmidt	
Liturgie ist Kommunikation	156
<hr/>	
Rezensionen	
Markus Etscheid-Stams/Regina Laudage-Kleeberg/Thomas Rünker (Hrsg.): Kirchenaustritt - oder nicht?	159
<hr/>	

Egbert Ballhorn

Die Bibel in der Liturgie der Gemeinden

Erfahrungen mit dem Hunger nach dem Wort und der Sehnsucht nach dem Sattwerden

Eine Begegnung mit der Bibel lässt mir noch jetzt eine Gänsehaut den Rücken heruntergehen. Wir hatten uns mit der Arbeitsgruppe „lectio divina“ des Bibelwerkes getroffen, und wie jedes Mal begannen wir unsere Sitzung zur Vorbereitung der nächsten Materialien mit einem Schriftgespräch. Jemand hatte als Text den Johannesprolog ausgesucht, und beim Vorlesen traf es mich wie ein Schlag: Diesen Text, der ja keiner der unbekanntenen Texte der Bibel ist, er las ihn so vor, dass ich völlig Neues hörte, dass ich ganz neu hinhörte. Man konnte aus dem Vorlesen schon die lange Geschichte heraushören, die den Lesenden mit diesem Evangelium verband. Und er las gar nicht gewollt ausdrucksvoll; er las aber einfach so, dass mir schon beim Hören ganz neue Erkenntnisse über diesen Text kamen. Was für ein Geschenk! Was für ein Potential ist in den biblischen Texten, wenn man sich ihnen überlässt. Könnte man dieses Potential der Bibel nicht noch fruchtbarer machen auch in unserem gottesdienstlichen Leben?

Andere Erfahrungen möchte ich hier auch nicht verschweigen. Am Vierten Adventssonntag tritt der Pfarrer zur Predigt an den Ambo: „In diesem Advent möchte ich die Texte mit Ihnen teilen, die mich selbst bewegen“. Da lacht das Herz des Bibelwissenschaftlers in der Gemeinde, und er freut sich auf eine Auseinandersetzung mit einer der biblischen Lesungen. Als Predigt wird dann aber eine Kalendergeschichte aus „Andere Zeiten“ vorgelesen. Es geht um einen Kuchen

unter dem Sofa in der kargen Nachkriegszeit. Ich frage mich: Was geschieht hier? Eine solche Predigt-Erfahrung ist kein Einzelfall. In der Christmette erläutert die Predigt (anderer Pfarrer, andere Gemeinde) das Geheimnis von Weihnachten: dass man sich klein machen müsse, um es zu verstehen – wie bei der niedrigen Eingangstür der Geburtskirche zu Betlehem. Dieser Gedanke ist hilfreich, nur: er wird seit einigen Jahrzehnten in jeder dritten Weihnachtspredigt erwähnt. Ich frage mich: Warum ist es anscheinend so viel verlockender, das Gebäude der Geburtskirche in Betlehem zu deuten statt die Texte? Aus vielen Predigten höre ich ein intensives Bemühen um Alltagsnähe heraus, darum, der hörenden Gemeinde etwas mitzugeben. Aber verschieben sich da nicht zu oft die Gewichtungen – hinweg von der Bibel?

Es geht mir nicht um die reichliche Schilderung von Anekdoten aus der gemeindlichen Wirklichkeit, sondern um die Frage, welche Rolle das Wort Gottes in der sonntäglichen Gemeindeliturgie in unseren Breiten spielt. Dass es viele positive Gegenbeispiele gibt, liegt auf der Hand. Es sind gerade die besonderen Gelegenheiten, an denen Gottesdienste sorgfältig, mit Liebe und hohem Aufwand gestaltet werden, und es gibt besondere Orte, an denen ansprechende Formen der Gottesdienstfeiern erprobt und praktiziert werden und viele Menschen ansprechen. Mein Blick richtet sich jedoch vor allem auf den liturgischen „Alltag“, auf die Fülle der Sonntagsgottesdienste und darauf, wie in ihnen mit der Bibel umgegangen wird.

Was geschieht

Seit einigen Jahrzehnten sitze ich, wie es sich für einen Laientheologen gehört, der keinen pastoralen Beruf ausübt, in wechselnden Gemeinden aufmerksam, aber stumm im Gottesdienst. So meine ich, inzwischen einen brauchbaren Einblick in die kirchliche Predigtpraxis zu haben. In ihr bündelt sich wie in einem Brennglas die

derzeitige kirchliche Situation. Als Exeget, dessen Beruf und dessen Berufung das Wort Gottes ist, mache ich die Beobachtung: Nicht nur die gegenwärtige Predigtpraxis hat die Bibel wenig im Blick. Vielmehr kommt die Bibel in den sonntäglichen Gottesdiensten kaum vor.

Eine umfassende Analyse kann im Rahmen dieses Beitrags nicht geleistet werden, hier können nur einige Schlaglichter die Szenerie beleuchten und deutlich machen, dass die Problemlage vieldimensional ist. Die Liste der Beobachtungen ist lang, und sie ist für jemanden, dem die Bibel kostbar ist, schrecklich: Sie beginnt damit, dass es in Deutschland in den meisten Gemeinden seit Jahrzehnten üblich ist, in den Sonntagsgottesdiensten eine der biblischen Lesungen (in vielen Gemeinden grundsätzlich und immer!) auszulassen, aus vermeintlich pastoralen Gründen, die es in keinem anderen katholischen Land der Erde gibt, nur hier. Es kann aber nicht ohne Folgen bleiben, dem Volk Gottes das Wort Gottes systematisch und über Jahrzehnte nicht zumuten zu wollen. So findet denn ein ganz beliebiges Hin- und Herschalten zwischen den Lesungstexten statt, alt- oder neutestamentlicher Text nach gusto. Der Responsorialpsalm fällt unter den Tisch des Wortes, oder er folgt im besseren Fall auf die Epistellesung, auf die er nicht abgestimmt ist.

Die Predigten beschäftigen sich meist mit den Evangelientexten. Die anderen Lesungstexte bleiben so gut wie unberücksichtigt. Wann finden die Texte des Alten Testaments Gehör? Wo bleiben die Predigten zu Paulus? Dabei ist es mit den Evangelien schwierig genug. Schon die verlesenen Evangelientexte sind ja „Perikopen“, also verkürzte Auswahltexte („Perikope“ heißt wörtlich: das ringsherum Abgehauene). Die große Komposition der durchlaufenden Erzählung wird in die kleine Münze vermeintlich in sich geschlossener Geschichten umgetauscht, die dazu noch alle (leider auch bei der aktuellen Neuauflage der Lektio-nare) stereotyp mit „In jener Zeit ...“ beginnen. Ein Fenster für die Wahrnehmung

größerer Zusammenhänge wird durch diese Struktur nicht eröffnet. Und könnte nicht in einem Lesejahr C (Lukas) ganz anders zu den Evangelien gepredigt werden als in einem Markusjahr? Wer sich einmal durch das Lukasevangelium hindurchgearbeitet hat, wird eine ganz andere Sprache und Theologie entdecken, als sie bei Markus oder Matthäus zu finden ist.

Bepredigt aber werden im Normalfall noch nicht einmal die Perikopen, sondern sie liefern nur so etwas wie „Aufhänger“ für das, was der Prediger als Botschaft vermitteln möchte. Es hat oft den Anschein, dass die Bibel von den Predigern zwar verwendet, aber eigentlich nicht benötigt wird.

Hier liegt die größte Gefahr: Häufig werden nicht Bibeltex-te gepredigt, sondern Ideen, weitgehend unabhängig vom biblischen Text. Schaut man genauer hin, wird nicht der Text ausgelegt, sondern er dient oft zur Belegung einer allgemeinen Einsicht. Ausgelegt werden Erkenntnisse, die eigentlich nicht erklärt zu werden brauchen, weil sie auch ohne biblischen Hintergrund eingängig sind. Die Essenz vieler Predigten, die ich in den letzten Jahren gehört habe, könnte ich in wenige Sätze zusammenfassen: „sich selbst zu lieben ist die Basis jeder Liebe“; „Glaube ist, was dir guttut“; und: „Wenn sich alle Mühe geben, dann wird alles gut“. Das sind gute Grundlagen, aber sie holen nur einen Teil der biblischen Botschaft ein.

Wo Ursachen liegen könnten

Natürlich, ich sehe die vielen Forderungen und Überforderungen des Klerus. Der pastorale Alltag wird immer gehetzter. Sollte ich meinen Eindruck von vielen Pfarrern zusammenfassen, dann fallen mir die Worte ein: Freundlichkeit, Bereitwilligkeit, Überlastung, Müdigkeit, verborgene Trauer, tiefe emotionale und spirituelle Erschöpfung (von den Typen der „Macher“ und der „amtlich Begeisterten“ schweige ich).

Dabei höre ich die durchaus ernstgemeinte Frage der Pfarrer: Wissen Sie nicht, was wir alles um die Ohren haben und was wir abarbeiten müssen? Müssen wir uns jetzt noch um die Bibel kümmern? Diese Fragen haben ihre tiefe Berechtigung. Der Produktionsdruck, der auf den Hauptamtlichen liegt, ist gewaltig. Ihm ist kaum zu entgehen. Und doch kann das nicht das letzte Wort sein.

Es ist auch kein Zufall, dass ich mich hier nur über Männer, über Priester, äußern kann. Im „normalen“ Predigtamt kommen in der kirchlichen Wirklichkeit, wie ich sie in wechselnden Diözesen erlebe, keine anderen Menschen vor, die den Dienst an der Verkündigung des Wortes ausüben. Und außerhalb der Eucharistiefeier gibt es keine nennenswerte Predigtpraxis in der katholischen Kirche. Nach vielen Jahrzehnten der Erfahrungen mit Pastoralreferentinnen und Pastoralreferenten, Gemeindeferentinnen und Gemeindeferenten sowie Ständigen Diakonen – ist es wirklich nur Zufall, dass faktisch nur zum Priester geweihte Männer von den Gottesdienstfeiern im Dienst am Wort erlebt werden? Natürlich, kann man sagen, gibt es viele andere Orte, an denen authentisch mit der Bibel umgegangen wird: in der Katechese, in Bibelkreisen, in Wort-Gottes-Feiern. Aber es bleibt dabei, dass die kirchliche Öffentlichkeit, wie sie sich im eucharistischen Gottesdienst als Höhepunkt kirchlichen Lebens einfindet, ein eindeutiges Bild ergibt. Überlastung und Monopolisierung gehen Hand in Hand. Hier stimmen die Dinge (noch) nicht zusammen.

Viele weitere Aspekte tragen zur gegenwärtigen Misere bei. Einer davon ist leider auch die Struktur der Eucharistiefeier. Mir scheint, die Messe hat einen strukturellen Webfehler: Die Lesungen des Wortgottesdienstes kommen von der Dramaturgie des Ablaufes her viel zu früh. Der Eröffnungsteil der Messe ist viel zu schnell vorbei. Kyrie, Gloria und Tagesgebet sind vorbeigezogen, ehe die Gemeinde innerlich „angekommen“ und hörbereit ist. Schon wenige Minuten

nach Messbeginn ist die Eröffnung vorbei und die Lesung gelesen. Da ist die (vielleicht einzige und kurze) Lesung von wenigen Versen verrauscht, ehe sich innerlich jemand auf den Empfang des Gotteswortes vorbereitet hat. Erst die Evangelienperikope erhält durch ihre liturgische Inszenierung ein höheres Maß an Aufmerksamkeit. Wie steht es um die Ausgewogenheit der Messfeier, wenn deren eine Hälfte, der Wortgottesdienst in seinem Kern (von der Lesung bis zum Evangelium) nur ungefähr ein Sechstel der Zeit beanspruchen darf?

Aber auch die Lektorinnen und Lektoren leisten ihren Beitrag zur Verkündigung. Sie sollten die Bibelvertrauten der Gemeinde sein. Werden sie ausreichend von den Gemeindeverantwortlichen in Ihrem Dienst der Gotteswortverkündigung begleitet? Wenn diejenigen, die das Schriftwort vorlesen, keine eigene Beziehung zu dem Text aufgebaut haben, oder diese Beziehung erst wenige Minuten vor Gottesdienstbeginn in der Sakristei gestiftet wurde, dann kann die Lesung in den Mitfeiernden nicht fruchtbar werden. Mich selbst verblüfft es Sonntag für Sonntag: Auch wenn ich, als vermeintlicher „Fachmensch“ die biblischen Texte zu kennen meine (was natürlich auch nur in Ansätzen gilt), so bin ich doch im Gottesdienst vollständig davon abhängig, wie allein schon die biblischen Worte (Lesungen und Evangelium) verlesen werden. Selbst wenn mir die Texte vertraut sein sollten, habe ich keine Chance, hörend in sie hineinzukommen, wenn die vortragende Person nicht selbst bei der Sache ist. Die Verkündigung beginnt nicht erst im Augenblick der Predigt.

Bei den vielen schwierigen Punkten muss sich auch meine eigene Zunft an die Brust klopfen. Vielen Exegeten (auch sie in der Vergangenheit fast ausschließlich Männer) ist nur in Ansätzen gelungen, die Bibel als Buch aufzuschließen, das Bedeutung für den Glauben und die gesellschaftliche Gegenwart hat. Viel Sorgfalt wurde in der exegetischen Theologenausbildung darin investiert,

die Texte der Bibel vor ihrem Entstehungshintergrund plausibel zu machen, ihre vielstufige Entstehungsgeschichte zu erhellen. Damit war für viele Fachgelehrte der Großteil ihrer Arbeit getan. Die Bibel blieb in ihrer Entstehungswelt, und die „Anwendung“ überließ man bereitwillig der praktischen Theologie. Dass eine Exegese mit solchen Schwerpunkten Prediger hilflos zurücklässt, ist nachzuvollziehen. Die vorsichtig zu verzeichnende Trendwende der letzten Jahre wird noch einige Zeit brauchen, ehe sie in der kirchlichen Praxis ankommt.

Es gibt also viel zu tun. Nicht alles, was hier als Bestandteil der Problemlage skizziert wurde, kann geändert werden. Aber ich meine, bei der Frage nach der Zukunft von Kirche und Gemeinden kommt der Hinwendung zur Bibel eine entscheidende Rolle zu. Sehr viel hängt davon ab, ob wir der Bibel mit einer Haltung der Erwartung begegnen.

Wie es gelingen könnte

Es gibt kein Patentrezept. Und mit Vorschriften eines Fachexegeten „das und das muss jetzt passieren“, ist es nicht getan. Natürlich sehne ich mich danach, sonntags eine Gemeindemesse mitzufeiern und wirklich beide Lesungen samt Evangelium im Gottesdienst zu hören, am liebsten noch mit dem Psalm, der die Erste Lesung weiterklingen lässt und eine Brücke zum Evangelium schlägt. Natürlich wünsche ich mir, dass mit dem Lektionar in Gesten achtsam umgegangen wird. Natürlich habe ich ein Verlangen danach, dass die biblischen Texte so vorgelesen und ausgelegt werden, dass sie sich entfalten dürfen, dass sie mich in sich hinein einladen. Und ein paar Atemzüge Stille zwischendurch. Aber mit Vorschriften ist nichts gerettet. Ein erzwungenes volles Lesungsprogramm oder ein mit großer Geste herumgezeigtes heiliges Buch ändern nichts.

Ich möchte anders herum anfangen. Ich erlebe die Kirche in unseren Breiten und die Gemeinden als zutiefst irritierte Institutionen, denen ungeheure Veränderungen

aufgenötigt werden. An allen Stellen wird gerade gleichzeitig umgebaut. Das ist unglaublich anstrengend. Auch Gemeindefusionen, wie auch immer sie in den Bistümern genannt werden, zehren enorm an den Kräften, setzen aber kaum je Energien frei. Dabei sind nicht allein organisatorisch-institutionelle Aufgaben zu bewältigen, den Hintergrund bildet die gewaltige soziologische Umwälzung mit dem Rückgang des bisher bekannten Christentums in unserer Gesellschaft. Kirche bemüht sich hier sehr professionell, den Prozess zu managen. Der Spagat zwischen dem verantwortungsvollen Umbau einer großen gesellschaftlichen Institution, die eben auch Arbeitgeber vieler Menschen, Dienstleister und Kulturträger ist und dem Anspruch, Stiftung Jesu Christi zu sein, wird immer bestehen bleiben. Aber die derzeitigen Bemühungen gehen nach meinen Beobachtungen vor allem mit Management-Methoden zu Werke; zugleich zeichnet sich das Ziel der Umstrukturierungen nur schemenhaft ab. Meine Vermutung ist: Das jetzige geheime Zwischenziel aller Umbaumaßnahmen besteht darin, so zu strukturieren, dass sich gerade nichts ändert. Auch den Gemeinden wäre dies wohl am liebsten. Die Devise „Wir tun alles, damit sich nichts ändern muss.“ wird jedoch auf Dauer zu kurz greifen. Das Fortschreiben des Bisherigen wird unsere Gemeinden nicht in die Zukunft tragen. Und in dieser empfindlichen Übergangssituation kann die Bibel noch einmal ganz anders ins Spiel kommen: als neues Buch.

Es droht derzeit ein geistlicher Substanzverlust. Die jetzige Gottesdienstpraxis ist nur ein Indikator dafür. Wenn Kirche sich darauf konzentriert, allgemeine gesellschaftliche Wahrheiten nur ein weiteres Mal, parallel zu vielen anderen Institutionen, auszudrücken, droht eine Verflachung, und dann muss es sie auf Dauer vielleicht gar nicht mehr geben, weil das, was sie zu sagen hat, auch von vielen anderen genau so oder noch besser gesagt werden kann. Wir müssen mit unseren Suchbewegungen tiefer ansetzen.

In dieser Krisensituation, davon bin ich zu tiefst überzeugt, ist die Bibel das Buch der Zukunft. Nicht im Sinne einer pastoralen Methode, sondern als Medium dessen, was Gott sein Volk lehren will. Hier müssen wir lernen, neu zu lesen und hinzuhören. Weiterzumachen wie bisher, wird nicht tragen.

„Was wollen Sie denn?“, fragte mich dieser Tage ein Pfarrer, „die Texte der Leseordnung sind eine glatte Überforderung für die Gemeinden“. Mit dieser Aussage hat er Recht. Nur – die Folgerung kann nicht sein, die Texte so zuzuschneiden und zu behandeln, dass sie keine Überforderung mehr sind. Nicht nur die liturgische Leseordnung, die Bibel selbst ist eine Überforderung. Und das soll auch so sein. Wer den Texten ausweicht, geht auch der Wirklichkeit Gottes aus dem Weg. Ein gewisses Maß an Forderung und auch Überforderung ist Bestandteil der Offenbarung selbst.

Gottes Wort ist schöpferisch und aufbauend, wohltuend und heilend, aber ebenso auch erschreckend, den Alltag unterbrechend, fordernd, irritierend, mitunter gar verstörend – weil auch Gott selbst so ist. Die Frauen am leeren Grab haben am Ostermorgen nicht über die Auferstehung gejubelt, vielmehr hat Furcht und Zittern sie ergriffen (Mk 16,8). Zum Jubeln war es noch zu früh. Mit allen Fasern ihres Körpers spürten sie: Ab jetzt wird alles ganz anders. Es gibt kein Zurück mehr.

Berufung ist kein Alltagsgeschehen. Jesus fordert nicht etwas, sondern „alles“ (Mk 10,21).

Die Gefahr besteht darin, immer wieder das Potential der Bibel, auch der liturgischen Texte, bequem zu machen, es so zu domestizieren, dass die Texte uns das sagen, was uns vertraut und angenehm ist, was wir immer schon gewusst haben, was uns in unserer Weltsicht bestärkt. In letzter Konsequenz würden wir dann aber nicht mehr dem Wort Gottes, sondern uns selbst begegnen. Ohne ein gewisses Maß an

Fremdheit, an Überraschung, an Auseinandersetzung und auch an Widerspruch gibt es keine echte Begegnung mit der Bibel. Das vermissen ich oft in den Gottesdiensten.

Denn die Bibel fügt unseren Alltagsweisheiten viel Unerwartetes und Unbequemes hinzu: dass Gott kommt, dass er mir in jedem Menschen entgegengeht, dass es eine Scheidung zwischen Gut und Böse gibt, dass die Machtlosen die Macht haben werden, dass ich gehalten bin, jeden nächsten Menschen zu lieben, dass der Weg zur Erlösung nur durch Übernahme der Kreuzeswirklichkeit möglich ist, dass der Weg ins Leben durch den Tod hindurch geht, dass Entscheidungen in manchen Augenblicken radikal zu treffen sind, dass Gott für jeden Menschen einzeln handelt und dass er genauso in den Dimensionen ganzer Völker denkt.

Die liturgische Leseordnung ist ein Versuch, wenigstens etwas von dieser Wirklichkeit in den Gottesdiensten aufscheinen zu lassen. Wo den Zumutungen der Texten ausgewichen wird, ist das Ergebnis kaum je eine Qualitätsverbesserung des Gottesdienstes.

Was heißt das konkret? Ich wünsche mir, dass in der Gottesdienst- und Predigtvorbereitung die Texte der biblischen Lesungen ernst genommen werden, sie vorbereitet, befragt, diskutiert werden. Ich wünsche mir, dass in Gemeinden Gemeinschaften von Menschen wachsen, die sich um das Wort Gottes herum versammeln, sich ansprechen lassen und von ihm Zeugnis geben, die sich selbst vom Wort Gottes durchdringen lassen. Diese Aufgabe hängt nicht an den Predigern allein. Aber solange sie den öffentlichen Umgang der Kirche mit der Bibel entscheidend prägen, kommt ihnen auch eine besondere Verantwortung zu.

Als Fachexeget erwarte ich von den Predigern gar nicht, dass sie die Texte „kennen“ (das tue ich auch nicht) oder Fachinformationen über deren Entstehung durchblicken lassen. Ich stelle dem Prediger jedoch innerlich die Frage: Was bewegt Dich an diesem Text? Wo stockst Du beim Lesen? Worüber denkst

Du nach? Wo geht Dir etwas auf? Lebst Du von diesem Text? Oder benutzt du ihn gerade bloß? Ist dir in diesen Wochen etwas aufgegangen, was dir zuvor noch nie aufgefallen war? Wo fängt der Text an, zu dir zu sprechen? Was hast du (noch) nicht verstanden? Wo wunderst du dich? Ich möchte ein Zeugnis eines Menschen, der mit den Texten der Bibel lebt, nicht bloß mit ihnen hantiert. Ich möchte ein Zeugnis eines Menschen, der mit diesem konkreten Text der Liturgie zumindest in den letzten Tagen gelebt hat, der nicht mit der Frage einsetzt: „Was will ich sagen?“, sondern mit der Frage: „Was ist mir gesagt?“, „Was lässt der Text mich sagen?“

In Zeiten, in denen unsere Kirche mit ihren eigenen Weisheiten an ihr Ende kommt, brauchen wir Menschen, die unermüdlich versuchen, sich auf die Weisheit Gottes einzulassen. Das wird nicht durch Verordnungen geschehen können, sondern durch Hunger nach dem Wort Gottes, durch echte geistliche Suchprozesse. Wäre es nicht an der Zeit für eine adventliche Kirche? Dass wir uns intensiv auf die Gottessuche machen, nicht zu schnell zu denken, ihn bereits „zu haben“? Wäre es nicht an der Zeit, dass wir wieder Hunger verspüren: nach Gott und seinem Wort, mit dem er uns sättigen will (Am 8,11)?

Wer mit der Verkündigung des Wortes Gottes in unserer Kirche betraut ist, hat eine hohe Verantwortung für sich selbst und für die Gläubigen, die seiner Sorge anvertraut sind.

Und ich bin überzeugt, dass wir gerade im Hören auf die überlesenen Signale, im Achten auf die ungewohnten Texte der Bibel und auf die Zumutungen, die darin enthalten sind, Inspiration erhalten und sich auch die Konturen der künftigen Kirchengestalt abzeichnen werden. Wenn wir dort nicht suchen, wo dann?

„Herr, zu wem sollen wir gehen? Du hast Worte ewigen Lebens“ (Joh 6,68).

Thomas P. Föbel

„Existenzfrage Gott“

Zwei Provokationen und ein Plädoyer für post-moderne Christinnen und Christen in der Spur Karl Rahners

Erste Provokation: Die „Existenzfrage Gott“ muss heute neu gestellt werden

Die Moderne ist vorbei und mit ihr auch ihre machtvollen Versprechungen: das Versprechen von der menschlichen Rationalität, die, einmal entfesselt, alle Probleme der Menschheit zivilisatorisch und technisch in den Griff bekommt – *wenn auch erst in Zukunft*. Das Versprechen von der freien Selbstbestimmung des menschlichen Individuums, die ihre Grenze nur an der Freiheit des anderen Menschen nimmt – *wenn auch erst in Zukunft*. Das Versprechen von der vollständigen Entdeckung und Erforschung der Wahrheit, die identisch ist mit der rationalen und selbstbestimmten Menschheit selbst – *wenn auch erst in Zukunft*.

Der nüchterne Blick in die Gegenwart zeigt uns: Die Wirklichkeit ist spürbar anders geworden als von der Moderne geplant, prognostiziert und vorangetrieben. Diese zeichnet sich nämlich nicht durch die von der Moderne versprochene Eindeutigkeit der Welt aus, die auf der Grundlage der menschlichen Rationalität und ihrer technisch herstellbaren Sicherheiten realisiert werden kann. Stattdessen ist die Lebensrealität geprägt durch eine Pluralität und uneindeutige Komplexität in und aus verschiedenen Lebenswirklichkeiten, die gleichzeitig mit-, neben- und oft gegeneinander bestehen. Offensichtlich hat das „Projekt der Moderne“ damit jenes Schicksal getroffen, das jedes menschliche Leben spätestens mit seinem Tod unausweichlich ereilt: Wie dieses Leben so ist auch die Moderne an ihr unfreiwilliges Ende gekommen